

## Endzeitstimmung

*Gregory Fuller, Das Ende. Von der heiteren Hoffnungslosigkeit im Angesicht der ökologischen Katastrophe, Zürich (Ammann) 1993, 128 S. Kt., DM 22,-/ÖS 172,-/SFr 22,-*

*Anton-Andreas Guha, Der Planet schlägt zurück. Ein Tagebuch aus der Zukunft, Göttingen (Steidl) 3. Aufl. 1996, 272 S. Kt., DM 16,80/ÖS 131,-/SFr 17,80*

Zwei in ihrer Grundintention völlig gegensätzliche Veröffentlichungen zum selben Thema liegen hier vor, die doch in mancher Hinsicht gute Vergleichsmöglichkeiten bieten. Anstatt sich in der Kunst der Verdrängung zu üben, stellen sich beide Autoren schonungslos der wohl beklemmendsten Herausforderung der Gegenwart: daß sich die Menschheit binnen kurzer Zeit möglicherweise selbst auslöscht.

Fullers These ist provozierend: „Es ist zu spät“, lautet apodiktisch der erste Satz des ersten Kapitels, der in der Folge litaneiartig wiederholt wird. Fünf nach zwölf also, es ist ein hoffnungsloses Unterfangen, jetzt noch nach Sofortmaßnahmen zu schreien, die Uhr ist abgelaufen. Diese Behauptung ist die Ausgangsbasis für alles Folgende. Wer einen solchen konsequenzenreichen Satz aufstellt, trägt an einer schweren Beweis-

last. Fuller bleibt einen überzeugenden Nachweis schuldig. Natürlich kann man heute kaum mehr bestreiten, daß es *möglicherweise* schon zu spät ist, daß ökologische Zerstörungsprozesse *möglicherweise* längst unumkehrbar geworden sind. Dies aber apodiktisch zu behaupten, ist eine andere Sache. Fuller bemüht eine Reihe von ökologischen Gefahren, um seine Ausgangsthese zu begründen. Sein brillanter essayistischer Stil kann aber letztlich die Schwächen der Argumentation nicht verdecken. Ein Beispiel: Um seine These zu erhärten, führt Fuller natürlich die wahrscheinlich drängendste ökologische Gefahr an, den Treibhauseffekt, und stellt fest: Der Prozeß der Erderwärmung ist nicht mehr aufzuhalten. Das ist ein Satz, dem fast ausnahmslos jeder Klimaforscher zustimmen wird, er bedeutet aber keineswegs, daß es mit Sicherheit schon zu spät sei, was die Erhaltung unserer Lebensgrundlagen betrifft. Die meisten Klimaforscher gehen davon aus, daß der inzwischen tatsächlich unvermeidbare Prozeß der Erderwärmung (um ihn zu verhindern, müßte man beispielsweise sofort den weltweiten CO<sub>2</sub>-Ausstoß um mindestens 50% reduzieren) so weit abzumildern ist, daß sich Vegetation und Zivilisation noch genügend rasch anpassen können. Die maßgeblichen Wendeszena-

rien gehen davon aus, daß eine Zunahme der durchschnittlichen Temperatur um 0,1 Grad Celsius pro Jahrzehnt ein solches tolerierbares Maß ist. Und sie weisen nach, daß - den entsprechenden politischen Willen vorausgesetzt - die erforderlichen Reduktionsziele zu erreichen sind, ohne dramatische Einbrüche unseres Wohlstandsniveaus übrigen. Klimaforscher warnen ebenfalls schon lange vor sogenannten positiven Rückkopplungseffekten, d.h. vor sich selbst verstärkenden Tendenzen, die in eine nicht mehr kontrollierbare Dynamik führen könnten. Während die Klimaforscher dies allerdings mit einem Appell für rasche Maßnahmen verbinden, schließt Fuller aus der bloßen Möglichkeit solcher positiver Rückkopplungseffekte auf die Aussichtslosigkeit alles Handelns - keine sehr saubere Argumentation. Weitere Beispiele dieser Art ließen sich anführen, so etwa Fullers Aussagen zum Bevölkerungswachstum, denen so undifferenziert kaum ein Demograph mehr zustimmen wird. Abgesehen davon ist es befremdlich, wenn Fuller mit keinem Halbsatz den Begriff problematisiert. Muß doch gerade gemessen am Ressourcen- und Energieverbrauch bzw. am Schadstoffeintrag der reiche Norden als „überbevölkert“ bezeichnet werden. Im Verhältnis 80 : 20 verbrauchen die OECD-Länder derzeit die Erde im Vergleich zu den restlichen vier Fünftel der Menschheit.

Wenn nun die Hauptthese Fullers auf so schwachen Beinen steht, darf wohl ideologiekritisch gefragt werden: Wer hat möglicherweise ein Interesse daran, daß es bereits zu spät wäre? Wem nutzt dieser Fatalismus? Die berufsmäßigen Verharmloser und die Fatalisten dienen - wenigstens objektiv - demselben Ziel,

nämlich wirkungsvolle, durchaus mögliche Maßnahmen zu verhindern.

Fuller weist auch jede Frage nach Schuld und Verantwortlichkeit als illegitim zurück. Dies seien völlig unangemessene Kategorien. Unsere Zivilisation sei einfach passiert, meint er mit Friedrich Hayek, dem „Vater“ des Neoliberalismus, von vornherein unvermeidlich, zwangsläufig. Dies versucht er mit philosophischen Versatzstücken zu untermauern, die doch sehr halbverdaut anmuten. Von Descartes bis zur „Dialektik der Aufklärung“ wird uns hier eine Kenntnis der Philosophiegeschichte präsentiert, die gerade noch für die gehobene Partykonversation reichen mag. Im übrigen muß man konsequenterweise eine solche Renaturalisierung von Geschichte dann auch angesichts von Auschwitz vertreten.

Wie mit der hoffnungslosen Situation umgehen? Fuller greift ein für Antike und christliche (vor allem monastische) Tradition wichtiges Stichwort auf: die *ars moriendi*, die Kunst des Sterbens, die gelassene Einübung in das eigene individuelle Ende. Die ursprünglich als individuelle Tugend verstandene *ars moriendi* habe nun einen kollektiven Sinn angesichts des Endes der Menschheit insgesamt. Gelassen-heitere Akzeptanz des Unvermeidlichen: Auf diese Weise kann der bevorstehenden Katastrophe noch eine angenehme Seite abgewonnen werden. Gleich auf den ersten Seiten seines Buches hat Fuller jedes Postulat eines Gesamtsinnes der Geschichte zurückgewiesen. Sein Nihilismus erwartet nichts und bekommt nichts. Jede Annahme einer Teleologie ist eine Selbsttäuschung. Freilich: Von Kohelet bis Nietzsche, dem Philosophen des bedrohten Bürgertums, hat sich jede Spielart des Nihilismus bis-

lang nicht zuletzt als eine Ideologie derer erwiesen, die an einem tiefgreifenden Wandel der Verhältnisse nicht interessiert sind.

Fullers Thesen reizen, da er ein Stück der eigenen Tradition enteignet, zum theologischen Widerspruch. So wäre gegen seine „heitere Hoffnungslosigkeit“ vor allem einzuwenden, daß sie nur so lange Plausibilität hat, als es um das eigene Ende geht. Sobald das - katastrophische - Ende der Anderen in den Blick kommt und wirklich angemessen gedacht wird, schlägt die *ars moriendi* in Zynismus um. Das Münchener Fraunhofer Institut hat in einer für die EG-Kommission ausgearbeiteten Studie unter anderem festgestellt, daß der derzeitige Trend der Erderwärmung, sofern er nicht durch unterschiedene politische Maßnahmen eingedämmt wird, bis zum Jahr 2030 unter anderem 900 Millionen bis 1,8 Milliarden (!) zusätzlicher Hungertoter zur Folge haben wird. Um ihren Tod geht es also, dies sind konkret die Menschen (zum Großteil im armen Süden der Erde), denen Fuller die *ars moriendi* empfiehlt. Freilich: Sollten Kirche und Theologie imstande sein, diesen Zynismus wirkungsvoll zu entlarven, dann müßten sie selbst eine Praxis vorzuweisen haben, die angesichts der drohenden Vernichtung unserer Lebensgrundlagen glaubwürdig Zeugnis gibt von unserer Hoffnung.

Anton-Andreas Guha hat als politischer Journalist (Frankfurter Rundschau) einen guten Namen. So ist er Anfang der achtziger Jahre mit einem der ersten Bücher zur Problematik der Rüstungsexporte hervorgetreten, das ebenso sauber recherchiert wie gut lesbar präsentiert war. Guha hat als literarisches Genus für seine Aufarbeitung der dro-

henden ökologischen Katastrophe das Tagebuch gewählt, ein fiktives Tagebuch aus der Zukunft. Und damit gelingt ihm etwas, was ein Sachbuch kaum vermag: die Fakten, die den LeserInnen im besten Fall aus Fachpublikationen bekannt sind, so aufzubereiten, daß die Konsequenzen für den Alltag unmittelbar vor Augen treten, daß die „Normalität der Katastrophe“ bis in ihre banalen Auswirkungen hinein nachvollziehbar wird. Kein geringerer als Karl Kraus hat einmal die Vermutung ausgesprochen, daß die eigentliche Ursache für den Ersten Weltkrieg die Phantasiearmut gewesen sei. Guhas Buch ist imstande, diese rettende und überlebensnotwendige Phantasie zu wecken.

Die einigermaßen sachkundigen LeserInnen werden bald bemerken, daß Guha die Fachdiskussion und die entsprechenden Szenarien sehr genau kennt. Bis in Details hinein läßt sich das verfolgen. Was die entsprechenden Zukunftsszenarien distanziert beschreiben, setzt Guha in konkretes Erleben um. Die LeserInnen werden veranlaßt, sich konkret auszumalen, wie man im Jahr 2020 im Rhein-Main-Gebiet vermutlich leben wird, was die katastrophalen Erdbeben für die Verwandten in den österreichischen Alpen dann bedeuten usw.

Das Tagebuch ist auch insofern ein glücklich gewähltes literarisches Genus, als darin die reflektierenden Passagen zwanglos Eingang finden. Guha selbst vermerkt dazu im Vorwort: „Der Tagebuchschreiber hat dabei alle nur denkbaren stilistischen und gedanklichen Freiheiten, er hat lediglich eine Bedingung zu erfüllen: Die Zwiesprache mit sich selbst muß subjektiv-ehrlich sein, sie sollte sich weder selbstverliebt-narzisstisch gerieren noch auf künftige Le-

ser, gar heimliche, schielen.“ Guha hat an Reflexion - im Gegensatz zu Fuller - einiges zu bieten. Auch er stellt evoluti-onstheoretische und geschichtsphiloso-phische Überlegungen an, auch er fragt z.B., ob die biologisch-psychische Aus-stattung des Menschen nicht von vorn-herin überfordert ist mit der Last globa-ler Verantwortung, die ihm nun aufgela-den ist, ob unser Begriff vom Menschen nicht eher einer zukünftigen Möglich-keit der Evolution entspricht als der Realität usw. Das Angenehme dabei ist, daß er - wiederum im Gegensatz zu Ful-ler - keine apodiktischen Aussagen trifft, sondern skeptische, der Selbstkor-rektur fähige Fragen stellt. Und die Les-erInnen empfangen so selbst dann noch höchste Anregung, wenn sie sich zum Widerspruch herausgefordert fühlen oder wenn Guhas eigener prägender Hintergrund aus Philosophie, Psychologie, Verhaltensforschung und Evoluti-onstheorie allzu penetrant sichtbar wird. Guha läßt die Frage nach Kollektivver-antwortung (oder gar Kollektivschuld) zu, stellt sie schonungslos, anstatt sie von vornherein abzuwehren: Was zählt die Berufung auf die Zwänge unserer In-dustriegesellschaft, zumal sich das Sys-tem gerade über uns und unser Verhal-ten reproduziert? Deutlich wird hier das völlig andere Grundinteresse im Ver-gleich zu Fuller: Wer - trotz allem be-rechtigten Pessimismus - an der grund-sätzlichen Veränderbarkeit der Situati-on festhält, der muß konsequenterweise an der Frage nach Schuld und Verant-wortlichkeit festhalten. Nur wenn das, was geworden ist, auch anders hätte werden können, läßt sich das, was ist, auch ändern.

Guha ergänzt die These jeweils durch die entsprechende Antithese und treibt

so die Fragestellung weiter, anstatt sie wie Fuller apodiktisch abzuschließen. Der Aussage Hayeks, daß der Mensch nicht imstande sei, ein so komplexes Ge-bilde wie die Industriegesellschaft zu verstehen (eine unfreiwillige Ideologie-kritik übrigens!), stellt er den Satz ge-genüber, daß schon ein einziger Vernünftiger die kollektive Möglichkeit von Vernunft verkörpere. Auch Guha stellt die Frage nach dem Gesamtsinn von Evolution. Er weist die Teleologie zu-rück, ohne einen von einem Transzen-denzglauben gestifteten Sinn dogma-tisch auszuschließen.

Guhas Stil wirkt gerade in seiner Sach-lichkeit und Nüchternheit beklemmend, und dennoch wird man das Buch nicht beiseitelegen. Guha hat ein wirkungsvol-les Stilmittel, um die nötige Distanz her-zustellen und gerade so die LeserInnen zum Weiterlesen zu verlocken: die Ironie. Am Bezeichnendsten dafür ist der Schluß des Buches, das bei aller Scho-nungslosigkeit sogar ein befreiendes Schmunzeln zuläßt. Köstlich in diesem Sinn ist auch seine Beschreibung der „Reformbewegung Fröhliche Kirche“ mitten im Wegbrechen der Lebens-grundlagen. In einer theologischen Zeit-schrift ist es wohl angebracht, jene Pas-sage zu zitieren, in der Guha direkt die Verantwortung der Kirchen anspricht:

„Der Blick aus dem Fenster macht es klar: Angesichts der unaufhaltsamen Zerstörung der Schöpfung durch den Menschen hat keine Institution so ver-sagt wie die christlichen Kirchen, nicht einmal die Industrie- und Unterneh-mensverbände. Sie haben das Wort mehr schlecht als recht verwaltet und im übrigen den Christus-Mythos nicht ver-standen. Denn die Unversöhntheit des Menschen mit der Evolution ist auch ei-

ne Unversöhntheit mit Gott. Gott ist umsonst gestorben. Die gesamte Industriegesellschaft steht in Konfrontation mit der Schöpfung, also mit Gott, 120.000 oder gar 150.000 Arten sind schon ausgerottet, jeden Tag verschwinden 80! Und das Ausrotten von Menschenhand geht unaufhörlich weiter und wird immer schneller. Die Schöpfung schrumpft – unter den Augen Gottes. Das haben die

Verfasser der Genesis und des Christus-Mythos als Sünde und Gottesferne verstanden.“

Guhas Buch beschämt die Praxis der Kirchen, die Zunft der Sozialethiker und nicht zuletzt die Fundamentaltheologen, die sich durch die realistische Möglichkeit der Selbstausslöschung des Menschen bis jetzt kaum in ihrer Routine irritieren ließen.

Bruno Kern